



Osterklang.

Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?

Magdalena weint wieder in dieser Zeit,
sitzt vor dem Grab mit ihrer Traurigkeit,
harrt des Engels, der sich vom Himmel senkt
und die steinernen Schlösser von allen Gräbern sprengt.

Knospe schwillt, erste Blüte trinkt vom Licht,
das in silbernen Strömen aus blauem Himmel bricht.
Sonne erschließt mit goldenem Schlüssel Türen zu neuem Sein.
Magdalena schaut groß in den Ostermorgenschein.

Von den Bergen posaut der Jöhn seinen starken Gesang
und die Welt wiegt sich selig in seines Liedes Klang.
Löst den Erlöser! Hörst du die Weise gehn?
Der begrabene Mensch will endlich auferstehn.

Magdalena weint wieder in dieser Zeit,
sitzt vor dem Grab mit ihrer Traurigkeit . . .
Ueber ein kleines, so reihen die Ketten und Bänder.
Mensch ist wieder erstanden!

Karl Bröger.

Ostersturm.

Zwischen Leben und Tod, Tod und Leben reihen diese
Tage des neuen Frühlings alle Herzen auf und nieder, alle
Herzen nieder und auf, Tage von Ostern — Golgatha-Tage:
Qual und Strafe, in eins verknüpft.

Ueber der Straße stehen die Bäume noch kahl. Aber
jeden Zweig küßt die Sonne. Alles Pflaster blendet hell.
Kinder spielen, tummeln sich. Ihr frohes Gelärm, ihr flinkes
Getrappel tönt nunter herauf. Der Himmel, der blauende,
lockert sich endlich.

Einem Augenblick fühle dich frei. Schlürf ihn nur schnell!
Der nächste trinkt doch wieder anders dein Blut. Du jagst in
die brodelnde Stadt, und die Welt, die den Frühling miß-
braucht, gellt dich an.

Kinder und Sonne künden die Zukunft. Ein Traum,
ein ewiger Traum. Er spielt mit unserem Hoffen und
Sehnen. Er läßt uns vergessen, wie schwer der Schritt, der
die Zukunft heranzuführt. Ein rauher, riesiger Stein liegt
zwischen heute und morgen gewälzt. Wer ist der Mächtige,
der ihn wegbeschießt? Grab der Gegenwart, in Winterjahren
mit Opfern beladen, wann wirst du leer, daß neues Leben
herrlich wieder wandern kann?

Die Osterbilder drängen vorüber. Uraltetes Symbol be-
reiter Märtyrerschaft. Aber es ist nicht nur ein einziger
Mensch, der sein Kreuz zusammenbrechend schleppt. Alle
Straßen sind von Kreuzträgern voll.

In Todesnöten leucht eine Welt von Menschen. Freude
ist Todesfreude geworden. O du Kinderschrei, unten dort,
zwischen den Bäumen herauf, was lauert denn hinter deinem
Spiel? Auf den Straßen der Kreuzträger drängen Kinder,
unzählige Kinder, die lachen inmitten der Qual und wissen
nicht, wo sie gehn. Matthe Glieder, brechende Augen sind das
Zeichen des Lebens geworden.

Geißelpein, Hohn und Gewalt, Wundenmale an Händen
und Füßen, Dornenkronen auf blutenden Scheiteln, schneiden-
des Weh und bitterste Rabung, verhüllte Sonne, erbebender
Grund, berstender Boden, Sturz und Graun — es ist kein
Festes mehr, das uns trägt. Nicht die Gräber sind sicher
mehr. Gewaltsam umgewühlt, stürzt jede Scholle. Was
wird die Welt morgen sein?

Ostergeläut! Ostergeläut! In die schauernden Nächte
zuckt ein mutiger Strahl: hell blißen Stimmen. Der du
zusammenbrichst, Mensch, hoffel! hoffel! Lang aus hallt der
Ton. Das Leben hebt die blutende Stirn und lauscht, der
erschütterte Leib stützt sich auf. Hoffel!

Hoffe?
Das teuerste Leben liegt tot, seine Gruft sperrt ein
trophender Block. Wie soll es hervorgehn? Im Tod ist nicht
Hoffnung. Das Leben muß schreiten, wenn Hoffnung werden
soll. Hoffnung ist Frucht, nicht erster Keim. An seine Kraft
muß das Leben glauben, mitten im wilden Zusammenbruch.
Dann wachsen ihm Wege, die Hoffnung ernten, und der erste
Schritt wälzt den sperrenden Stein.

Ich will! Osterwort, das kein Grab erdrückt! Stärker
als aller Tod! Wacher als alle Wächter, die er dem Grabe
bestellt! Ueber sie weg schreitet das Wort. Ich will — das
ist Welt, das ist Frühling. Hinter ihm bleiben Gruft und
Schlaf. Ich will — das ist Sonne, ist Freiheit, Ziel. Aus
Wollen blüht Hoffen.

Tausende, tausende sinken: das Wort bleibt lebendig.
Hunderttausende häuft der Tod zu Millionen. Das Wort
erlischt nie. Ueber die zerrissene Scholle tragen Millionen
die Flamme hin. An Händen und Füßen Wundenmale,
pflanzen sie rettende Votivschäfte auf. Ueber den Willen des
Todes empor steigt gewaltig der Wille zum Leben. Aus zer-
klüfteten Fluren lösen sich Salme. Von allen Zweigen
leuchtet Licht.

Ueberwinden und auferstehn! Heilig erneuern! Ein
Ostersturm posaut über Gräben und Felder zahlloser
Schlachten. Städte voll Aufruhr hat er durchroßt, aber er
kragt nicht. Ueber Berge von Opfern auf Aedern und Straßen
fuhr sein Atem. Alle Qualen des Schicksals sog er auf. Un-
geheures trägt er, aber er stöhnt nicht. Sturm will er sein,
der Berge verseht.

Wieder hell in mein Herz, von der Straße herauf,
jubeln kindliche Stimmen. Junges Gesilde, das grünen will.
Meine Lust in den tönenden Sturm. Mein Herz loht auf:
Erneuen! erneuen! Niederwerfen den rasenden Tod! Leben
halten, Leben erbauen! Sturm, der den Frühling bringt,
dich stürm ich mit.

Die deutsche Stadtgemeinde im Kriege.

Von Paul Dirsch.

Durch den Krieg sind in weit höherem Grade als Reich
und Einzelstaaten die Gemeinden vor ganz neue Auf-
gaben gestellt worden. Während das Reich in seiner Gesetz-
gebung, soweit sie sich im Rahmen der Verfassung bewegt,
völlig freie Hand hat und auch die Einzelstaaten nur geringen
Beschränkungen unterliegen, sind die Gemeinden an die Ge-
setze gebunden, die ihnen einerseits mit hohen Geldopfern ver-
bundene Verpflichtungen auferlegen, andererseits den Kreis
ihrer Befugnisse eng umgrenzen. Wenn die Kommunen im
großen ganzen ihren Kriegsaufgaben gerecht geworden sind,
so ist das ein Beweis dafür, was Gemeinfinn in großer Zeit
zu vollbringen vermag; zugleich aber sollte es auch für die
Regierungen eine Mahnung sein, ein Ende zu machen mit
der Mißachtung der Selbstverwaltung, wie sie vor dem Kriege
an der Tagesordnung war, und den Gemeinden endlich das
jenige Maß von Freiheiten und Rechten einzuräumen, auf
das sie einen begründeten Anspruch haben.

An einer zusammenfassenden Darstellung der Kriegs-
leistungen der deutschen Gemeinden fehlt es
bisher. Ein solches Buch zu schreiben, muß der Zeit nach
Friedensschluß vorbehalten bleiben; heute, wo von Tag zu Tag
neue Aufgaben an die Gemeinden herantreten, wo das, was
jetzt gilt, im nächsten Augenblick bereits durch die Entwicklung
überholt ist, ist die Zeit dafür noch nicht gekommen. Man
wird es deshalb verstehen, wenn Lindemann*), dessen
Schrift den ersten Versuch einer Zusammenstellung der ge-
meindlichen Aufgaben während des Krieges bildet, von vorn-
herein auf die Aufzählung von Einzelheiten verzichtet und
sich mit einer Darlegung der Grundzüge der kommunalen
Kriegsfürsorge begnügt. Aber auch in diesem Rahmen er-
öffnet sich uns ein Bild kaum geahnter Betätigung eines zu
allen Opfern bereiten Bürgerfinns im weitesten Begriff des
Wortes. Die deutschen Gemeinden haben sich nicht mit der
Erfüllung der ihnen gesetzlich obliegenden Pflichten begnügt,
sondern sie haben weit darüber hinaus Lasten auf sich ge-
nommen, und so ihren Teil dazu beigetragen, daß das
deutsche Wirtschaftsleben von den Unruhen des Krieges ver-
hältnismäßig nicht allzu sehr in Mitleidenschaft gezogen
worden ist.

Man wird Lindemann darin beipflichten müssen, daß viel
mehr noch für den Krieg als für den Frieden die Gemeinde
zu der Verwaltungsbehörde geworden ist, der letzten Endes
die Durchführung fast aller neuen Verwal-
tungsarbeit zufällt; sie muß überall eintreten, wo es
zu handeln gilt, aber andere Instanzen fehlen. So hat der
Krieg eine ganz außerordentlich große Vermehrung und Ver-
tieferung der Aufgaben der Gemeinden gebracht, einmal solche,
die unmittelbar mit der Kriegsführung zusammenhängen, und
zweitens solche, die durch die wirtschaftlichen und sozialen Ein-

*) Hugo Lindemann. Die deutsche Stadtgemeinde im Kriege. Abt. 1. Verlag von J. C. W. Mohr (Paul Siebeck) 1917. 2,00 M.

Sieben Kreuzer.

Von Sigmond Moricz.

Gut ist es von den Göttern eingerichtet, daß auch die
armen Menschen lachen können. Nicht nur Seulen und
Flennen bringt aus der armseligen Hütte, sondern auch von
Herzen kommendes Lachen. Sogar das ist wahr, daß der
Arme oft lacht, wenn er eher Grund hätte zu weinen.

Ich kenne die Welt sehr gut. Jene Generation, aus der
mein Vater stammt, machte selbst die schwersten Notlagen
durch. In jener Zeit war mein Vater Tagelöhner in einer
Maschinenwerkstätte. Er selbst rühmte sich dieser Zeiten nicht,
auch andere nicht. Und doch ist es wahr.

Und auch das ist wahr, daß ich in meinem ganzen zukünf-
tigen Leben nie wieder so viel lachen werde, wie ich in diesen
paar Jahren meiner Kinderzeit gelacht habe.

Wie könnte ich auch? Ich habe keine rotwangige, lustige
Mutter mehr, die so herzlich lachen konnte, daß schließlich
Tränen aus ihren Augen rollten, und sie bekam einen Husten,
an dem sie fast erstickte. . . .

Und auch sie lachte nie so wie damals, als wir einen Nach-
mittag damit verbrachten, zu zweit sieben Kreuzer zu suchen.
Wir suchten und fanden. Drei im Maschinenlädchen, einen im
Schrank . . . die anderen kamen schwerer zum Vorschein.

Die ersten drei Kreuzer fand noch Mutter selbst. Sie
glaubte in dem Maschinenlädchen noch mehr zu finden, denn
sie pflegte für Geld zu nähen und legte, was man zahlte,
immer hinein. Mir war das Maschinenlädchen eine uner-
schöpfliche Schatzgrube, in die man nur hineingreifen muß
und gleich hat man ein „Nischleindesdich“.

Erstmal nun wachte meine gute Mutter darin, sucht und
sucht, Nadel, Fingerhut, Schere, Bandstücken, Knöpfe, durch-
stöbert all dies und sagt plötzlich höchst erstaunt:
„Sie haben sich verreckt!“

„Wer?“
„Die Kreuzer,“ sagte auflachend die Mutter. Sie zog
das Lädchen heraus.

„Komm nur mein kleiner Sohn, just suchen wir die
Wäsen. Schlimme, schlimme Kreuzerchen.“

Sie hobte sich auf die Erde und legte das Lädchen so nie-
der, als ob sie sich davor gefürchtet hätte, daß die Kreuzerchen

hinausfliegen, sie stürzte das Lädchen auch so um, wie wenn
man mit dem Hut Schmetterlinge fängt.

„Man konnte nicht umhin, darüber zu lachen.
„Hier sind sie, drinnen sind sie,“ lächelte die Mutter und
beeilte sich nicht, das Lädchen aufzuheben; „wenn auch nur
einer hier ist, hier muß er sein.“

Ich hobte mich auf die Erde nieder und spähte, ob nicht
irgendwo ein glänzendes Geldstückchen hervorkriechte. Nichts,
gar nichts! Eigentlich glaubten wir auch nicht sehr, daß
drinnen etwas ist.

Wir schauten einander an und lachten über den kindlichen
Witz.

„Ich lange nach dem Lädchen, das mit dem Boden nach
oben lag.“

„Bist!“ jähre mich meine Mutter an, „er läuft noch hin-
aus! Du weißt noch nicht, was für ein flinkes Tier der
Kreuzer ist. Sehr schnell läuft er, er rollt nur so, und wie er
noch dazu rollt. . . .“

Wir schüttelten uns lachend. Oft hatten wir schon er-
fahren, daß der Kreuzer sehr leicht davonrollt.

Als wir uns erholten, streckte ich wieder die Hand aus,
um das Lädchen umzukippen.

„Ach!“ jähre mich neuerdings die Mutter an und ich er-
schrak; ich zog den Finger so rasch zurück, als ob ich am Spar-
herd angekommen wäre.

„Gib acht, du kleiner Verschwendler. Wie er sich beeilt,
ihm den Laufpoh zu geben! Solange er hier unten ist, ist
er unser. Er soll nur noch eine kleine Weile dort sein. Denn
siehst du, ich will waschen, dazu braucht man Seife, zur Seife
braucht man mindestens sieben Kreuzer, für weniger bekommt
man keine. Drei habe ich schon, so brauche ich noch vier, diese
sind hier in diesem kleinen Häuschen; hier wohnt das Geld,
aber es hat nicht gern, daß man es stört; denn wenn es böse
wird, geht es so weg, daß wir es nie wiedersehen. Also, gib
acht, das Geld ist sehr heikel, man muß damit sein umgehen.
Mit Höflichkeit. Es beleidigt sich gleich wie die gnädigen
Fräuleins. . . . Du, kannst du nicht ein Liedgedicht? Mit dem
können wir es vielleicht herauslocken aus seinem Schnecken-
haus.“

Wieviel wir während dieses Geplauders lachten? Weiß
ich's denn? Aber die Strophe des Schneckenliedes war sehr
drollig. Ich sang die ersten Zeilen:

„Lieber Geld, komm heraus,
komm heraus, es brennt dein Haus . . .“

Dann wendete ich das Haus um.
Hundertfältiger Plunder war darunter. Nur Geld, Geld
war nicht da.

Meine Mutter stüberte mit schief verzogenem Mund in
der Lade vergebens.

„Wie schade,“ sagte sie, „daß wir keinen Tisch haben.
Wenn wir das Lädchen auf den Tisch geschüttet hätten, wäre
die Höflichkeit größer, dann wäre es darunter gewesen.“

Ich kramte den Plunder zusammen und steckte ihn in die
Lade.

Meine Mutter dachte inzwischen nach. Sie zerbrach sich
den Kopf, ob sie nicht irgendwohin, irgendwann, irgendwelches
Geld gegeben hat, aber sie erinnerte sich absolut nicht.

„Lieber Mutter, ich weiß einen Platz, wo ein Kreuzer ist.“

„Wo, mein Sohn, suchen wir ihn, bevor er zergeht wie
der Schnee.“

„Im Glaschrank, in der Lade war er.“

„O, du unglückliches Kind, wie gut, daß du es nicht
früher gesagt hast, sonst hätten wir jetzt auch den nicht.“

Wir standen auf und gingen zum Glaschrank, der schon
lange kein Glas mehr hatte, aber in der Lade war der Kreuzer,
dort, wo ich ihn wußte. Seit drei Tagen wollte ich ihn
von dort hinausstoßen, aber ich traute mich nicht. Ich würde
mir sicherlich dafür Zuckersachen gekauft haben, wenn ich es
gemagt hätte.

„No, vier Kreuzer haben wir schon. Gab' keinenummer,
mein Sohn, wir haben schon die größere Hälfte. Nur drei
brauchen wir noch! Denn wenn wir diese vier in einer halben
Stunde fänden, werden wir die drei bis zur Kaufe finden.
Denn kann ich noch bis Abend die nötige Wäsche waschen.
Komm nur schnell, vielleicht wird auch in den anderen Hächern
einer versteckt sein.“

Ja, wenn in jeder Schublade einer gewesen wäre! Dann
hätten wir ihrer viele gehabt. Denn der Schrank mochte in
seinen jüngeren Jahren auf einem Platz gedient haben, wo es
viel zu verstecken gab. Aber bei uns hatte der Arme keine
große Last zu tragen, er war nicht umsonst so fleißig, wurm-
stichig, zahnlüdig.

Meine Mutter hielt jedem neuen Sach eine kleine Predigt,

Wirkungen des Krieges teils neu entstanden, teils erweitert worden sind. Lindemann beschäftigt sich nur mit der zweiten Gruppe von Aufgaben, die man unter dem Namen Kriegswohlfahrtspflege zusammenzufassen gewohnt ist.

Hier steht naturgemäß oben die Fürsorge für die Kriegerfamilien. Zwar ist in erster Linie das Reich beruflich und verpflichtet, die Kriegerfamilien zu unterstützen, aber die reichsgesetzlichen Mindestsätze sind auch jetzt, nachdem sie wiederholt erhöht worden sind, noch immer so gering, daß namentlich in den Städten die Gemeindeunterstützung ihren ursprünglichen subsidiären Charakter völlig verloren hat. Daß die von den Gemeinden gewährten Unterstützungen im allgemeinen unzulänglich sind, ändert nichts an der Tatsache, daß sie das Unterstützungsweien auf eine völlig neue Grundlage gestellt und hierbei moderneren Anschauungen Rechnung getragen haben. Wenn es auch nicht an Städten fehlt, in denen die Verbindung zwischen Kriegsfürsorge und Armenpflege aufrecht erhalten und die Armenverwaltung direkt auch mit der Fürsorge für die Kriegerfamilien betraut ist, so hat sich doch im großen ganzen die Anschauung durchgerungen, daß die Unterstützung der Kriegerfamilien vollständig von dem Boden der Armenpflege gelöst sein soll und als eine Aufgabe für sich von den Städten zu behandeln ist.

Große Schwierigkeiten hat nach Lindemann die Frage gemacht, ob und in welchem Umfange der Arbeitsverdienst der Frauen und ihrer Familienangehörigen angerechnet werden soll. Erfolgt Anrechnung, so wird damit der Anreiz, sich um eigene Arbeit zu bemühen, abgeschwächt; würde der Arbeitsverdienst überhaupt nicht berücksichtigt, so würde die wirtschaftliche Lage der Frauen, die vollen Arbeitsverdienst haben, so wesentlich viel besser sein, als die der nichtbeschäftigten Frauen, das unliebsame Vergleiche und tiefgehende Mißstimmung nicht ausbleiben könnte. Es ist sicher nicht leicht für die Städte gewesen, hier den richtigen Mittelweg zu finden, und es ist keineswegs überraschend, daß die Bestimmungen über die Anrechnung des Arbeitsverdienstes öfter geändert worden sind. Das eine Extrem, Verzicht auf jede Anrechnung, ist wohl kaum in irgend einer Stadt in Anwendung, in der Höhe der Anrechnung aber bestehen die allergrößten Verschiedenheiten. Nach unseren praktischen Erfahrungen lassen sich allgemeine Regeln nicht aufstellen, wenn irgendwo, so muß hier individualisiert werden. Gefunde kinderlose Frauen, die leichte Arbeit bei gutem Verdienst haben, kann man unmöglich auf die gleiche Stufe stellen, wie Frauen mit Kindern, die nach des Tages Mühe und Not sich ihren häuslichen Pflichten widmen, um dem Manne nach dessen Rückkehr die Wirtschaft zu erhalten und ihm den Uebergang in geordnete Verhältnisse zu erleichtern. Diesen Frauen sollte man selbst auf die Gehalt hin, daß sie sich einen Notgroschen zurücklegen, die Unterstützung überhaupt nicht, oder doch nur in ganz geringem Umfange kürzen. Anders verhält es sich mit der Anrechnung gewerkschaftlicher Unterstützung. Hier stimmen wir mit Lindemann völlig überein, daß die gewerkschaftlichen und diesen ähnliche Unterstützungen, die sich der Unterstützte durch eigene Leistungen erworben hat, aus sozialpolitischen Grundsätzen auf keinen Fall angerechnet werden dürfen, weil dadurch die Neigung zu einer Fürsorge für die Notfälle des Lebens abgeschwächt, ja geradezu erstirbt werden würde.

Sehr eingehend behandelt Lindemann die Frage der Gewährung von Mietbeihilfen an Kriegerfamilien, einer Maßnahme, die an sich natürlich notwendig ist, die aber bei dem starken Einfluß der Hausbesitzer auf die städtischen Verwaltungen nur allzu oft in ihr Gegenteil verkehrt und aus einer Fürsorge für die Kriegerfamilien zu einer Fürsorge für die Hausbesitzer und für den Schutz der Grundrente wird. Lindemann kommt zu dem unserer Meinung nach richtigen Ergebnis, daß für die Gewährung von Miet-

beihilfen nur der Gesichtspunkt der Wohnungsfürsorge für die unterstützten Familien entscheidend sein darf, daß aber für die Gemeinde weder eine Verpflichtung noch ein Grund besteht, diese Wohnungsfürsorge mit einer allgemeinen Schutzaktion für den Hausbesitz zu verbinden. Das schließt natürlich nicht aus, daß der einzelne durch die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges hilflos bedürftig gewordene Hausbesitzer bei der Gemeinde die Unterstützung findet, die auch anderen Erwerbsständen zu teil wird. Von ähnlichen Erwägungen läßt Lindemann sich leiten bei der Beurteilung der sonstigen Aktionen zur Erhaltung eines kapitalschwachen, zum Teil sogar überschuldeten Hausbesitzes; er stellt sich auch hier auf den Standpunkt, daß die Gemeinden keineswegs die allgemeine Pflicht zur Hilfeleistung in diesen Fällen und ebenso wenig ein Interesse an der Erhaltung der wirtschaftlichen Existenz solcher Hausbesitzer haben, das weiter ginge, als das Interesse an der Erhaltung der wirtschaftlichen Kraft anderer Bevölkerungskreise.

Bekanntlich haben die deutschen Gemeinden während des Krieges vielfach auch an die Kriegsteilnehmer Erwerbslosenunterstützungen gewährt. Aber zwischen den Arbeitslosenkassen im Frieden und den Arbeitslosenunterstützungen im Kriege besteht ein großer Unterschied; bei ersteren wird die Unterstützung gewährt, wenn die Arbeitslosigkeit eintritt, sie hängt also nicht davon ab, daß Bedürftigkeit vorhanden ist. Bei letzteren wird in der Regel das Vorhandensein der Bedürftigkeit gefordert, die Arbeitslosenunterstützung ist also tatsächlich nur eine Art der Armenunterstützung. Wenn eine Anzahl Gemeinden hieraus den Schluß gezogen haben, daß der arbeitslose Gewerkschaftler im Kriege ebenso behandelt werden müsse wie jeder andere Arbeitslose, ja sogar schlechter, indem man ihm den Bezug aus der gewerkschaftlichen Unterstützung voll auf den von der Gemeinde anrechnet, so ist eine solche ablehnende Haltung gegenüber den Gewerkschaften mehr den Gemeinden als diesen schädlich geworden.

Das aktuellste Kapitel der Lindemannschen Schrift dürfte das über die Lebensmittelversorgung sein. Wir erfahren daraus, wie die Zentralbehörden des Reiches sich zu Beginn des Krieges von jedem Eingriff in die Lebensmittelversorgung fernhielten, wie infolgedessen die Gemeinden gezwungen waren, zum Teil schon während der Mobilmachung die nötigen Maßnahmen für die Versorgung ihrer Bevölkerung zu ergreifen, wie sie große Einkäufe zettigten und dadurch die Preise stark hinauftrieben, wie sich aber allmählich aus diesem Durcheinander bestimmte Richtlinien herausgearbeitet haben. Die Städte erblickten jetzt ihre Aufgabe darin, einmal dafür zu sorgen, daß Lebensmittel in genügender Menge vorhanden sind, zweitens, daß sie in zweckmäßiger Weise und gerechter Verteilung in die einzelnen Haushalte gelangen, drittens daß sie zu angemessenen Preisen erworben werden und schließlich, daß sie auch möglichst zweckmäßig und nutzbringend verwendet werden. Vor dem Kriege haben die Städte in ihrer großen Mehrzahl es abgesehen, die Lebensmittelversorgung ihrer Einwohner in die Hand zu nehmen. Die Not hat mit diesen Verhältnissen gründlich ausgeräumt, willig oder widerwillig haben sie ihre Tätigkeit mehr und mehr ausgedehnt, und sie können jetzt wohl als die wichtigsten Träger der Lebensmittelversorgung in der örtlichen Instanz bezeichnet werden.

Es ist ein umfangreiches Gebiet kommunaler Tätigkeit, durch das Lindemann uns in kurzen Streifzügen führt. Aber wir dürfen uns nicht mit einem Überblick darauf begnügen, was die Städte während des Krieges geleistet haben, sondern wir müssen unseren Blick in die Zukunft richten, und da kommen wir mit dem Verfasser zu dem Schluß, daß die neue Stellung, die sich die Gemeinde im Leben des Volkes erungen hat, mit dem Kriege nicht aufhören wird und auch nicht aufhören kann, sondern daß sie nur ein Aus-

gangspunkt sein wird für die weitere Entwicklung unserer städtischen Selbstverwaltung, mit der die Geschicke unseres Volkes untrennbar verbunden sind. Diese Entwicklung in die richtige Bahn zu lenken, aufzuräumen mit veralteten Vorurteilen, ist Pflicht einer Gesetzgebung, die den Mut hat, aus den Erfahrungen der Vergangenheit die richtigen Konsequenzen zu ziehen, um den Bedürfnissen der Zukunft gerecht zu werden.

Werkzeugmaschinen im Pflanzenreich.

Wenn man in früheren Jahrzehnten Gäste in unser „Stahl-land“ zwischen Duisburg und Dortmund lud, zeigte man ihnen dort als Hauptattraktion neben den Hochöfen die gewaltigen Schmiedehämmer, die deutsches Eisen zubereiteten. Dieses Bild von drohender Wucht hat sich in den letzten Jahrzehnten langsam aber schon merklich verändert. An Stelle der riesigen Schmiedehämmer sind die lautlosen, wenn auch nicht weniger gigantischen Presshämmer getreten und auch der Anblick manch' anderer Maschine hat sich dort von Grund auf gewandelt. Ganz unmerklich ist unsere Schwerindustrie im Begriff, ihre Reithoden von Grund auf umzugestalten und eine bisher nur wenig verwendete Naturkraft in ihren Dienst zu nehmen. Dies ist der Druck des Wassers, die hydraulische Kraft.

Eine Unmenge neuer Werkzeugmaschinen, zum Diegen von Panzerplatten, für die Zwecke der Pressarbeiten, zum Schneiden von Blech und Stahl, zum Heben kolossaler Lasten ist in den letzten Jahren in allen Ländern in Tätigkeit getreten, die sämtlich auf dem Prinzip der hydraulischen Presse beruhen.

In Amerika hat man damit Häuer gehoben und von ihrem Platz verschoben, in den Trockendocks hebt man damit die fast unaussprechlichen Lasten der größten Passagierdampfer, also schwimmender Städte; oft hat man nun schon mit dieser Kraft ganze Gruben in einem gehoben und transportiert. So wird z. B. täglich die Elbebrücke an der Hafeneinfahrt von Magdeburg-Neustadt mittels zweier hydraulischer Maschinen gehoben, um die Durchfahrt der Schiffe zu ermöglichen.

Hier ist einmal ein Punkt, wo unser Selbstbewußtsein mit dem Gefühl der Ebenbürtigkeit der Natur gegenübertritt und sagen kann: darin sind wir dir überlegen! Unser Scharf sinn allein hat eine Anwendung deiner Kräfte erdormen, die in der Natur nicht vorkommt! Dampfkraft entlastet sich bei Vulkanausbrüchen mit ungeheurer Wucht, Elektrizität als Licht und Kraft wird von der Natur im Blig meisterhaft hergestellt, aber die hydraulische Kraft, die haben wir allein zur Verfügung und keine Naturerscheinung hat uns dabei als Vorbild gebietet.

Denn diese hydraulische Kraft äußert sich nicht etwa in der Tatsache, daß das Wasser auch die schwersten Schiffe trägt, daß man also Lasten schwimmen lassen kann, sondern sie kommt nur bei einer bestimmten Konstruktion zur Geltung, die eben in der Natur deswegen nicht vorhanden ist, weil sie sich zufällig gar nicht bilden kann, sondern eines Konstruktors bedarf, der sie erst berechnet.

An sich ist zwar das Prinzip aller solchen hydraulischen Konstruktionen überaus einfach. Es handelt sich dabei bloß um die eine Tatsache, daß wegen der leichten Verschiebung der Flüssigkeitsteilchen, der auf einen Teil der Oberfläche einer Flüssigkeit ausgeübte Druck sich nicht bloß in der Richtung des Druckes, sondern nach allen Richtungen in gleicher Stärke fortpflanzt. Durch geeignete Vorrichtungen läßt sich also die Kraft des Druckes vervielfachen.

Dieses Prinzip muß man in einfachster Weise so aus, daß man in einem dünnen Kolben Wasser unter Druck setzt, daraus dann Wasser in einen viel breiteren Kolben leitet und nun davon Nutzen hat, daß sich der Druck darin vervielfacht bemerkbar macht. Habe der enge Kolben einen Flächenraum von einem Quadratdezimeter, der breite den eines Quadratmeters, verhalten sie sich also wie 1:100, so wird sich jede Kraft von einem Kilo, mit der auf den

„Ein reiches Mädchen war das. Dieses da hatte niemals was! Und dieses lebt immer auf Borg! Na, du elender, stücker Bettler, auch du hast keinen Kreuzer? O, dieses wird auch keinen haben, denn es enthält unsere Armut. Na, aber du, du willst trocken? Wenn ich einmal etwas von dir will, gibst du doch nichts her! Dieses hat das meiste, schau,“ rief sie lachend, als sie die unterste Lade aufriß, die kein Stückchen Boden besaß.

Sie hängte mir die Lade um den Hals, dann setzten wir uns unter Lachen auf die Erde.

„Warte nur,“ sagte sie plötzlich, „gleich werden wir Geld haben. In den Kleidern deines Vaters sind ich.“

In die Mauer waren Nägel geschlagen, an diesen hingen die Kleider. Und, Wunder der Wunder, wie meine Mutter in die erste Tasche griff, gleich kam ihr ein Kreuzer in die Hand. Sie wollte kaum ihren Augen trauen.

„Ich hab ihn,“ rief sie, „da ist er! Wieviel haben wir nun schon? Wir werden es nicht einmal zusammenzählen können. Eins... zwei... drei... vier... fünf... fünf! Nur noch zwei brauchen wir. Was ist das, zwei Kreuzer ist nichts. Wo fünf sind, dort finden sich auch noch zwei.“

Mit großem Eifer durchstöberte sie sämtliche Taschen, vergebens. Sie fand nicht einmal einen. Auch der beste Witz lockte von nirgends mehr zwei Kreuzer hervor.

Von der Aufregung und Arbeit brannten schon große rote Nasen auf den Wangen meiner Mutter. Sie durfte nicht arbeiten, denn sie wurde davon gleich krank. Natürlich, das war eine Ausnahmearbeit, das Geldsuchen kann man niemand verwehren.

Die Raubzeit kam und verging. Gleich wird's Abend sein. Mein Vater braucht morgen ein Hemd und man kann nicht waschen. Das bloße Brunnenwasser nimmt nicht den öligen Schmutz aus der Wäsche.

Und da schlug sich meine Mutter auf die Stirn: „O, o, ich, ich Esel! Meine Tasche habe ich nicht durchgesehen. Aber wirklich, da es mir schon einfällt, schau ich in ihr auch nach.“

Und sie schaute nach und, bitte, auch dort fand sie einen Kreuzer, den sechsten. Wir bekamen Fieber. Jetzt brauchen wir nur noch einen.

„Zeig mir auch deine Taschen. Vielleicht ist auch dort was!“

Meine Taschen! Na, ja, die konnte ich zeigen, in denen war nichts.

Es dämmerte und wir waren mit unseren ungenügenden sechs Kreuzern gerade so weit, wie wenn wir keinen einzigen gehabt hätten. Beim Juden war kein Kredit, die Nachbarn ebenso arm wie wir und wir konnten doch nicht einen Kreuzer verlangen. Wir konnten nichts anderes tun, als aus vollem Herzen unser Elend betteln.

Da trat ein Bettler ein. Mit singender Stimme sprach er eine weinerliche Bitte.

Meine Mutter wurde fast ohnmächtig, so lachte sie.

„Daß es sein, guter Mann,“ sagte sie, „heute liege ich den

ganzen Nachmittag hier, denn ich habe keinen Kreuzer; zu einem halben Pfund Seife, zu dem Kaufpreis fehlt er mir.“

Der Bettler, ein alter Mann mit frommem Gesicht, staunte sie an.

„Ein Kreuzer?“ fragte er.

„Nun ja.“

„Ich gebe ihn Ihnen!“

„Na, das fehlt noch, ein Almosen des Bettlers.“

„Lohnt es gut sein, meine Tochter, mir fehlt er nicht, mir fehlt nur noch ein, die Schaufel Erde. Damit wird alles gut.“

Er drückte mir den Kreuzer in die Hand und zottelte unter heiligem Dankgestammel weiter.

„Nun, gottlob!“ sprach meine Mutter. „Also lauf...“

Da hielt sie einen Moment inne und lachte laut, sehr laut.

„Zur rechten Zeit haben wir das Geld zusammen, ich kann ja heute nicht mehr waschen. Es ist finster und dann habe ich kein Del für die Lampe.“

Sie mußte so heftig lachen, daß sie fast ersticke. Bitterliches, mörderisches Grinsen würgte sie. Wie ich mich zu ihren Füßen stellte, um sie zu stützen, und sie ihr in den Händen verborgenes Gesicht wogdrehte, da floß etwas Warmes über meine Hand.

Blut war es, ihr teures, heiliges Blut. Das Blut meiner Mutter, die so lachen konnte, wie es auch unter den armen Leuten nur wenige können.

(Aus den „Ungarischen Erzählungen“, die St. J. Klein in den trefflichen Zeitbüchern bei Reuß u. Jitta (Konstanz) gesammelt hat.)

Die Verlobung.

Von Ludwig Thoma.

Unser Klassenprofessor Bindinger hatte es auf meine Schwester Marie abgesehen.

Ich merkte es bald, aber daheim lachten alle so geheimnisvoll, daß ich nichts erfahre.

Sonst hat Marie immer mit mir geschimpft, und wenn meine Mutter sagte: „Ach Gott, ja!“ mußte sie immer noch was dazu tun und sagte, ich bin ein nichtsnutziger Lausbube.

Auf einmal wurde sie ganz sanft.

Wenn ich in die Klasse ging, lief sie mit oft bis an die Treppe nach und sagte: „Magst du keinen Apfel mitnehmen, Ludwig?“ Und dann gab sie Obacht, daß ich einen weißen Krug anhatte und band mir die Krawatte, wenn ich es nicht recht gemacht hatte.

Einnmal kaufte sie mir eine neue, und sonst hat sie sich nie darum gekümmert.

Das kam mir gleich verdächtig vor, aber ich wußte nicht, warum sie es tat.

Wenn ich heimkam, fragte sie mich oft: „Sag dich der Herr Professor aufgerufen? Ist der Herr Professor freundlich zu dir?“

„Was geht denn dich das an?“ sagte ich, „tu nicht gar so geschickt! Auf dich preise ich.“

Ich meinte zuerst, das ist eine neue Mode von ihr, weil die Mädchen alle Augenblicke was anderes haben, daß sie recht geschickt aussehen. Sinterher habe ich mich erst ausgekannt.

Der Bindinger konnte mich nie leiden, und ich ihn auch nicht. Er war so dreifig.

Zum Frühstück hat er immer weiche Eier gegessen; das sah man, weil sein Bart voll Dotter war.

Er spuckte einen an, wenn er redete, und seine Augen waren so grün, wie von einer Krage.

Alle Professoren sind dumm, aber er war noch dümmer. Die Haare ließ er sich nicht schneiden und hatte viele Schuppen.

Wenn er von den alten Deutschen redete, strich er seinen Bart und machte sich eine Boshimme.

Ich glaube aber nicht, daß sie einen solchen Wack hatten und so abgelatschte Stiefel wie er.

Die andern schimpfte er, aber mich sperrte er ein, und er sagte immer: „Du wirst nie ein nützliches Glied der Gesellschaft, elender Bursche!“

Dann war ein Wall in der Liedertafel, wo meine Mutter auch hinging wegen der Marie.

Sie kriegte ein Kosakleid dazu und heulte furchtbar, weil die Näherin so spät fertig wurde.

Ich war froh, wie sie draußen waren mit dem Getue. Am andern Tage beim Essen redeten sie vom Walle, und Marie sagte zu mir: „Du, Ludwig, Herr Professor Bindinger war auch da. Mein, das ist ein reizender Mensch!“

Das ärgerte mich, und ich fragte sie, ob er recht gespuht hat, und ob er ihr Kosakleid nicht voll Eierflecken gemacht hat. Sie wurde ganz rot, und auf einmal sprang sie in die Höhe und lief hinaus, und man hörte durch die Tür, wie sie weinte.

Ich mußte glauben, daß sie verrückt ist, aber meine Mutter sagte sehr böse:

„Du sollst nicht so unanständig reden von deinen Lehrern; das kann Marietochter nicht vertragen.“

„Ich möchte schon wissen, was es sie angeht; das ist doch dumm, daß sie deswegen weint.“

„Marietochter ist ein gutes Kind,“ sagte meine Mutter, „und sie sieht, was ich leiden muß, wenn du nichts lernst und unanständig bist gegen deinen Professor.“

„Er hat aber doch den ganzen Bart voll lauter Eierdotter,“ sagte ich.

„Er ist ein sehr braver und geschickter Mann, der noch eine große Laufbahn hat. Und er war sehr nett zu Marietochter. Und er hat ihr auch gesagt, wieviel Sorgen du ihm machst. Und jetzt bist du ruhig!“

Ich sagte nichts mehr, aber ich dachte, was der Bindinger für ein Kerl ist, daß er mich bei meiner Schwester verächtet.

Am Nachmittag hat er mich aufgerufen; ich habe aber

Keinen Kolben gedrückt wird, im großen als Hebelkraft von 100 Kilogramm werden. Wenn man den Druck noch dazu mit einem Hebelarm ausübt, wie das bei den hydraulischen Handpressen meist der Fall ist, so kann sich leicht folgender Effekt ergeben: Der Hebelarm vergrößert die Leistung des Mannes, der ihn niederdrückt, die hydraulische Maschine vervielfacht das so geleistete; wenn der Arbeiter also eine Kraft von 50 Kilogramm anwendet, kann er durch die Umfaltungen $10 \times 100 = 1000$ mehr, also 50 000 Kilogramm in die Höhe heben oder eine diesem Gewicht sonst entsprechende Arbeit leisten.

Zur Verbindung mit Dampfmaschinen oder Akkumulatoren lassen sich daher bei geeigneten Maßverhältnissen zwischen dem kleinen (Druck-) und großen (Zug-) Kolben jene eingangs erwähnten bewunderungswürdigen Leistungen der hydraulischen Werkzeugmaschinen erzielen, die man namentlich dort heranzieht, wo große Druckkräfte ohne Stoß wirken sollen.

Es ist nun um so erstaunlicher, daß gerade die zarten und hin-fälligen Pflanzen sich des gleichen Prinzips bedienen und in ihrem Körper selbst hydraulische Pressen aufstellen, mit dem Ergebnis, daß diese in ihrer Art nicht weniger Erstaunliches leisten, wie in der menschlichen Technik. Die Tatsache war bisher nicht bekannt und wurde erst vor mir in die Wissenschaft vor kurzem eingeführt. Man kann aber an ihr nicht zweifeln, wenn man sich mit den soeben gebotenen Vorkenntnissen folgende Tatsachen überlegt:

Es gibt eine große Anzahl einheimischer und ausländischer Gewächse, die an feuchten Orten wachsend, den Leberschuh an Wasser, den sie durch ihre Wurzeln einsaugen müssen (da sie ja dadurch ihre Nahrung an Mineralstoffen aufnehmen), nicht mehr durch die gewöhnliche Verdunstung aus den Blättern los werden können. Dieser Wasserreichtum bedeutet also für sie eine große Katastrophe. Die Pflanze sieht durch ihn in Gefahr, buchstäblich zu ertrinken, innerlich überflutet zu werden. Sie muß daher das überschüssige Wasser durch außerordentliche Mittel los werden. An Kräfte hierzu steht ihr aber nur die in ihr tätige Saugkraft der Wurzeln zu Gebote, durch die sie das Wasser aus dem Boden aufnimmt und bis in die höchsten Zweige und Blätter emporbrückt.

An sich ist dieser sogen. Wurzeldruck nicht unbeträchtlich, genügt aber nicht, um auch Wasser aus der Pflanze herauszupressen. Somit müßte ja ständig alle in den Pflanzenteilen der Pflanzenblätter und Zweige Wasser träufeln, was bekanntlich niemals der Fall ist. Nur aus gewissen Öffnungen der Gefäße der Blätter, die man deswegen Wasserpalten nennt, preßt die Pflanze tatsächlich Wasser aus. Man kann dies in feuchtwarmen Nächten sehr schön an den Erdbeerblättern oder an der sehr bekannten Pflanze beobachtet, die deswegen Taubblatt heißt oder auch an den Kapuzinerpressen, die seit einigen Jahren ein verbreiteter Fenster- und Balkenschmuck unserer Großstädte geworden sind.

Am Blatttrand hängen dann zahlreiche kleine Tröpfchen, fallen ab und bilden sich aufs Neue, so daß eine Pflanze in einer Nacht ein Krüglein mit etwa einhundert Liter Inhalt mit solchen Tränen vollweinen kann. Manchmal schleudert sie ihre Tränen von sich; das hat beobachtet, daß solche bis zu zehn Zentimeter weit fortgeschleudert wurden. Ja, man hat gesehen, daß aus den Blättern einer Stachelblume ein ganz feiner Wasserstrahl wie ein Springbrunnen emporsteigt, solange die überreiche Wasserzufuhr an den Wurzeln anhält.

Da dies alles sich an vielen Stellen der Pflanze gleichzeitig ereignet, kann man nicht zweifeln, daß die Blätter zeitweise an gewissen Stellen über erhebliche Druckkräfte verfügen. An jedem Blatt einer Erdbeere sind an 20 Wasserpalten; durch zehn Blätter preßt ein einziges Pflänzchen in der Minute an 200 Wassertropfen aus. Woher nimmt sie die Kraft dazu?

Man eräut sie nun leicht, wenn man mit dem Auge des Technikers den Bau der Wasserpalten untersucht. Zu ihnen leitet eine dünne Röhre, die mit den Saugröhren der Pflanze, durch die sie

^{*)} Vgl. R. Francó, Die technischen Leistungen der Pflanze. (Erscheint demnächst im Verlage Zeit u. Co., Leipzig.)

den Repos nicht präpariert gehabt und konnte nicht übersehen.

„Warum bist du schon wieder unvorbereitet, Dursche?“ fragte er.

Ich wußte zuerst keine Ausrede, und sagte:

„Entschuldigen, Herr Professor, ich habe nicht gekonnt.“

„Was hast du nicht gekonnt?“

„Ich habe keinen Repos nicht präparieren gekonnt, weil meine Schwester auf dem Ball war.“

„Das ist doch der Gipfel der Unverschämtheit, mit einer so törichte Entschuldigung zu kommen,“ sagte er, aber ich hatte mich schon auf etwas besonnen und sagte, daß ich so

stumpfweh gehabt habe, weil die Näherin so lange nicht gekommen war, und weil ich sie holen mußte und auf der Stiege ausrutschte und mit dem Kopf aufschlag und furchtbare Schmerzen hatte.

Ich dachte mir, wenn er es nicht glaubt, ist es mir auch wurst, weil er es nicht beweisen kann.

Er schimpfte mich aber nicht und ließ mich gehen.

Einen Tag danach, wie ich aus der Klasse kam, sah die Marie auf dem Kanapee im Wohnzimmer und heulte furchtbar.

Und meine Mutter hielt ihr den Kopf und sagte: „Das wird schon, Marielchen. Sei ruhig, Kindchen!“

„Nein, es wird niemals, ganz gewiß nicht, der Laubbub tut es mit Fleiß, daß ich unglücklich werde.“

„Was hat sie denn schon wieder für eine Heulerei?“ fragte ich.

Da wurde meine Mutter so zornig, wie ich sie gar nie gesehen habe.

„Du sollst noch fragen!“ sagte sie. „Du kannst es nicht vor Gott verantworten, was du deiner Schwester tust, und nicht genug, daß du soul bist, redest du dich auf das arme Mädchen aus und sagst, du wärst über die Stiege gefallen, weil du für sie zur Näherin müßtest. Was soll der gute Professor Bänderer von uns denken?“

„Er wird meinen, daß wir ihn bloß ausnützen! Er wird meinen, daß wir alle lügen, er wird glauben, ich bin auch so!“ schrie Marie und drückte wieder ihr nasses Tuch auf die Augen.

Ich ging gleich hinaus, weil ich schon wußte, daß sie noch ärger tut, wenn ich dabei blieb, und ich kriegte das Essen auf mein Zimmer.

Das war an einem Freitag; und am Sonntag kam auf einmal meine Mutter zu mir herein und lächelte so freundlich und sagte, ich soll in das Wohnzimmer kommen.

Da stand der Herr Professor Bänderer und Marie hatte den Kopf bei ihm angelehnt, und er schielte furchtbar. Meine Mutter führte mich bei der Hand und sagte: „Anbwig, unsere Marie wird jetzt deine Frau Professor,“ und dann nahm sie ihr Taschentuch heraus und weinte. Und Marie weinte. Der Bänderer ging zu mir und legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Wir wollen ein nützliches Glied der Gesellschaft aus ihm machen.“

das Bodentwasser aufsaugt, in Verbindung steht. In dieser an sich dünnen Röhre herrscht ein Druck (der Wurzeldruck). Die Röhre entspricht also dem Druckkolben einer hydraulischen Presse. Sie mündet unter der Wasserpalte in einem ziemlich breiten Hohlraum der Blätter, dessen Grundfläche fast 100mal größer ist, als der des Druckkolbens. Folglich wirkt er als Presskolben, und der Wurzeldruck muß auf seine Wand mit hundertfacher Kraft drücken. In dieser Wand ist eine kleine Öffnung (die Wasserpalte); wenn nun in den Wurzeln durch reichlichere Wasserzufuhr der Druck nur um ein geringes steigt, wird er bei dieser Konstruktion hundertmal stärker an der Wasserpalte zur Geltung kommen. Dort muß daher Wasser austreten, sogar unter Umständen mit Kraft weggeschleudert werden.

So ist mit einem Schläge das rätselhafte „Tränen“ der Blätter erklärt und eine unbedeutende Lebenderklärung auf eine bekannte technische Tatsache zurückgeführt. Die Pflanzen haben auch ihre hydraulischen Maschinen. Diese heißen Wasserpalten.

Aber diese Erklärung, so sachlich und befriedigend sie ist, mündet doch wieder in ein neues Rätsel. So wie alle Naturerklärungen uns in immer neue Fragen verwickeln und wieder in Dunkelheiten stürzen. Woher kam der Pflanze diese Erfindung! Ein solcher komplizierter Mechanismus kann doch kein Zufallswerk sein.

An diesem Punkte verstimmen wir. An ihm beginnt das große Naturrätsel. Hier verschmelzen tausend Fragen zu der einzigen großen: woher das alles, was unser Leben nennt? Im Leben steckt etwas Schaffendes, Arbeitendes, Erfindendes und — noch lange nicht in allen seinen Kräften Bekanntes.

Schließlich mag es uns ein Trost sein, daß letzten Endes auch die Erfindung der ersten hydraulischen Maschine durch den Menschen ebenso dunkel ist wie die gleiche Erfindung der Pflanzen. Wir ahnen wohl, daß das gleiche Geheimnis hinter beiden Stecken mag. Aber wir sind fern davon zu glauben, daß dieses Geheimnis der „Erfinderkraft“ bald aufgedeckt wird. Es ist die schönste, die beseligendste Eigenschaft des Menschenhirns und wenn man es so recht nimmt das Wesen des Genies selbst. Und wer es erklären will, der muß zuerst das Genie zu deuten wissen. R. Francó.

Das Fest der Hoffnung.

Von Balther Nithard-Stahn (Berlin).

Am Ostermorgen, so heißt es, macht die aufgehende Sonne drei Freudenbrünge. So jauchzt die Mutter des Lebens. Im wortlosen Jubel der Farben ringt es wieder, im Farbenrausch der aufspringenden Blüten. Und die Menschenseele hilt im stillen das grüne Banner der Hoffnung.

Man mag dem Erdenkinde alles rauben, was ihm das Leben lieblich macht, solange es noch hofft, ist es nicht verarmt. Es kann einer eingekerkert sein in unüberwindliche Nacht, abgeschnitten von menschlicher Hilfe, den Tod vor Augen, solange er hofft, fühlt er sich nicht verloren. Selbst, der sich dem Tod in die Arme wirft, er tut es mindestens in der Hoffnung, erlösende Ruhe zu finden — und vielleicht hofft er im geheimen noch mehr. Das ist Menschenart, wie können nicht anders. Da uns das Wissen um die Zukunft verjagt, schämen wir unsere Wünsche beflügelt voraus und werfen unsere Anker in die dunkle Tiefe der Zeit, die uns entgegenrückt. Hoffnung ist der Faden, der uns mit allem werdenden verbindet, an dem wir ununterbrochen spinnen. Wird er durchgeschnitten, so sind wir geistig vernichtet. Dann ist es „aus mit uns“.

Und da wir in Gedanken immer vorausleben, und da Leben geistiges Dasein bedeutet, so läuft unsere äußerste Hoffnung am Ende auf den sieghaftesten Gedanken hinaus: Ich werde leben, ob ich gleich stirbe. Umsober soll dieser Gedanke sein. Im Namen der Wissenschaft mahnt man uns, darauf zu verzichten; auch im Namen höherer Sittlichkeit: bald mit höherer Resignation, bald mit leidenschaftlichem Eifer, als wär' es schier ein Unrecht so zu hoffen.

Aber diese Hoffnung ist so alt wie das Menschengeschlecht. Wenigstens kennen wir kein Volk der Erde, keine Spur vorgeschichtlicher Menschen, wo der Glaube fehlt, in welcher Form er auch lebe: Auferstehung! Daß ein Mensch jemals ganz verloren gehen könne, haben auch die stumpfsinnigsten Naturvölker nie für möglich gehalten. Und die großen, tief sinnigen Völker Afrikas, die wir erst jetzt kennen zu lernen beginnen, leben mit ihren Verstorbenen weiter wie zu deren körperlichen Lebzeiten. Ja, sie glauben, wie an ein Nachleben der Seele, so an ein Vorleben ins Unendliche. Mit dem schönen Namen „Hoffnung“ kann man freilich diesen Unerschöpflichen glauben nicht immer bezeichnen. Oft hatte man Grund, vor seiner Unsterblichkeit zu erschauern: ein rufeloses Wandern von Stufe zu Stufe, in körperlicher Gebundenheit; blutloses Schattendasein in dunkler Tiefe. Vor solcher Aussicht durfte der Prediger Salomo seufzen: „Lieber ein lebendiger Hund als ein toter Löwe“. Denn nur wenige Liebhaber der Gottheit durften hoffen, ihre Seligkeit zu teilen. Verschieden also die Farben, in denen man das Jenseits gemalt, aber der Glaube dem Menschen eingeboren. Erst als der forschende Verstand sich fruchtiger der Erscheinungswelt bemächtigte und die Grenzen des Wissens absteckte, kam er dahin, die Fortdauer des Geistes über den Tod hinaus anzugeweifeln. Und priesterliche Ausnutzung dieses Glaubens, die sich den Schlüssel zu einem Lohn- und Strafort da drüben sicherte und herrlich damit schaltete, verleitete vollends dem neuzeitlichen Menschen den Flug ins Land der Ewigkeit. Und doch ist es auch heute noch das Ziel unendlicher Sehnsucht. Ritten unter großstädtischer Weltbildung tun sich im stillen Geistesgläubige zusammen, um Verstorbenen aus dem Jenseits herbeizurufen, und Verkünder einer neuen Geisteswissenschaft schreiben sich Organe zu, kraft deren die Pforten der unsichtbaren Welt sich ihnen aufstun. Wie man auch über diese Behauptungen denke, wie tief auch im Menschenherzen das Bedürfnis sein, den Tod zu leugnen!

Diese läche Verachtung war es, die einst Karfreitagstrauer in Osterjubel wandelte. So wie nach furchtbarem Untertode die niedergeschlagene Saat wieder aufsteht, nun erst recht die lüchlerigen Halme der Sonne zuehrt, so erhob sich über dem Kreuze ungeborene Hoffnung. Wohin in der damaligen Welt vertaube Stimmungen leben, genährt von den großen Denken des Altertums: jene Christusgläubigen fühlten sich trotz Plato und Seneca von der Welt umher durch das Bewußtsein getrieben: „Wir sind nicht wie diejenigen, die keine Hoffnung haben“.

Man könnte erwidern: Auch die den Oberglauben nicht teilen, sind darum nicht hoffnungslos. Tatkräftige, lebensmutige Menschen sind unter ihnen, die frohlich in die Welt hinausbliden, den Kopf hoch tragen und den Tod nicht fürchten, auch nicht den auf dem Hochstapfel. Menschen, die da hoffen, daß morgen auch noch ein Tag sein werde, und daß ihres Lebens Ertrag ihren Tod überdauern werde. Mit solcher Bestätigung seiner Hoffnungen auf die kurze Spanne Zeit, die dem Sterblichen zugewiesen ist, kann man gewiß ein begeisterter Verkünder des Wahren, Guten, Schönen sein, sogar ein Frommer, der sich Redend in den Schoß des Ewigen bettet, ohne mehr zu erwarten als unendliches Vergessen. Und doch, wer seine Kräfte dem Idealen weibt, dem drängt sich um so schmerzlicher das Angulänglich dieses lächeligen Erdenlebens auf. Das Fruchtlose, Abgebrochene alles Menschenstrebens, das Unvollendete, nie Ausgereifte, mit dem auch der Hochbegabte ins Grab sinkt. Und daraus

erwächst gar leicht dem Erdenlebens die pessimistische Lebensstimmung, die bis zur Verzweiflung an den Sinn des Daseins führt. Wie schütert doch der schwermütige Dichter den Verlauf des Lebens und Sterbens?

„Er blieb zurück am Wegelände,
Das Wort auf den Lippen, er sprach's nicht zu Ende...
So geht's eine Weile, das seltsame Wandern,
Dann kommt es an dich, dann hörst du die andern
Noch weiter lachen ins sonnige Land,
Und du bleibst einsam am Wegelände.“

Solcher Endausblick gegenüber fühlen sich von je die Erdenlebens als „wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung“. Allerdings, auch diese muß Gründe haben. Keine Frau Morgana darf sie sein, die über der Wüste des Lebens stummert, ein Spiegelbild unklarer Stimmungen, angelernter Vorstellungen und eigensüchtiger Wünsche. Sonst gehörte sie zu den bedenkliden Nüfionen, die man aus Gewissenhaftigkeit bekämpfen muß. Gründe? Die Ueberzeugung, daß die geistige Persönlichkeit einer anderen Welt zugehört als der Leib; daß sie mehr ist als ein Stück „Natur“, daß da blüht und weilt; daß sie einen unbedingten Wert hat gegenüber den verhältnismäßigen Werten der Erscheinungswelt. Nichts gesprochen: die Menschenseele ist und bleibt eingebettet in die ewige Lebensmacht, an deren übersterblichem Wesen sie Anteil hat.

Lebte, du Oesterreicher, über den Millionen frischen Gräbern dieser dunklen Zeit! Der Tod geht um wie noch niemals, wir aber pflanzen am Grabe die Hoffnung an, einmal die Wahrheit schauen zu dürfen, wie sie ist; in unendlichem Aufwärtstreben dem Vater der Geister näher zu kommen; mitschaffen zu dürfen an unerträglichem Schöpfungsglück! „Wir heißen euch hoffen!“

Gastkonzert der Dresdener königlichen Kapelle.

Der Ruf dieses Orchesters ist so groß, als es alt ist. Zwei unterer bedeutendsten Musikschöpfer — ohne von anderen vortrefflichen Meistern zu reden — Weber und Wagner, zumal dieier, haben ihm die seitdem stets behauptete künstlerische Höhe errungen. Die Dresdener sind den Berlinern sehr wohl bekannt. Diesmal brachten sie ausschließlich Werke zeitgenössischer Komponisten mit. Und so war es recht.

Julius Bahmann begegnete wir schon. Sein dreilätziges Konzert für Violine, die Gustav Havemann meisterlich zu spielen vermag, fällt vorteilhaft ins Ohr durch ein schönes Adagio als Mittelstück.

Von Franz Schreker, dem Wiener, kam ein Verweise einem Drama zur ersten Aufführung. Schreker offenbart sich als ein altermodernster, mehr äußerlich als innerlich bezeichnender Klangfarbmusiker. Allerlei Orchestrinstrumente, je zwei Harfen und Klänge, greifen ein. Es geht oft auf haushohen Wogen, obenbelebend zwar zuweilen, dennoch ziemlich klar in den Notizen und Themen. Das Wort Drama läßt sich in seinem Aufbau, in der Steigerung der Handlung und Knotenscharzung ungefähr begreifen. Der Ausklang wirkt verhältnißlich tragisch.

Als drittes Instrumentalwerk gelangte, ebenfalls erstmalig, eine Sinfonie G-dur Nr. 2 von dem Dresdener Paul Wittner zu Gehör. Wittner ist den Arbeiterängern längst kein Fremder mehr. Verschiedene seiner kraftvollen Männerchöre haben sie schon oft erklingen lassen. Sohn armer sächsischer Bauerleute, regte sich schon im kaum 13jährigen Knaben der kompositorische Drang. Er studierte dann am Dresdener Konservatorium die Kunst des Hoboelafens und spielte jahrelang in Tanzorchestern. Verhältnismäßig spät drängte sich ihm das Musikstudium auf. Voreist mußte er aber noch gründliche kompositionstechnische Studien treiben. Noch viel später gelang es ihm erst, als Komponist Boden unter die Füße zu kriegen. Jetzt verachteten ihm mehrere symphonische Dichtungen sozusagen über Nacht einen Namen. Dazu hat das nun hier aufgeführte Werk am stärksten beigetragen. Wittner kommt von den Klaffern her. Beethoven, Bruckner sind ihm verwandte Geister. Schönheit der Melodien und Thematik fällt sofort angenehm ins Ohr. Ebenen geht's im Scherzo und im Schlußsatz sehr humorvoll und frisch lebendig her. Eine Eigenartlichkeit bildet nicht bloß die Dreifachigkeit, sondern auch gerade die Zusammenfassung von Einleitung und Finale in einem äußerst wirksamen Schlußsatz. Das Werk brillant unter Hermann Kutschbach's Leitung vorgetragen, heimste starken Applaus ein.

Wittner sang Waldemar Staegermann mit uniger Wärme fünf „Lieder eines fahrenden Geigers“ mit Orchesterbegleitung von Gustav Mahler. Wie dieser große Komponist die Natur ringsum erstehen läßt, wie er die Melodien formt, das ist wahrhaft eigenartig und auch volkstümliche Art. Ich siehe nicht an, diese Lieder als die seelisch am tiefsten padende Gabe des so schönen erfolgreichen Abends zu bezeichnen.

Strenge Winter und heister Sommer.

Mit der alten Frage des Einflusses des Mondes auf das Erdklima hat sich der bekannte schwedische Meeresforscher Professor Pettersson in den Schriften der schwedischen Hydrographisch-biologischen Kommission beschäftigt. Während die Wissenschaft im allgemeinen einen solchen Zusammenhang bestreitet, will Pettersson eine geistliche Uebereinstimmung zwischen dem Mondwechsel und den Schwankungen der Witterungselemente auf der Erde beweisen. Er geht von der Annahme aus, daß die gemeinsame Anziehungskraft der Sonne und des Mondes auf die Erde einmal in etwa 1800 Jahren ein höchstmal erreicht. Das letzte Mal soll dies um das Ende des Mittelalters eingetreten sein, das vorletzte Mal im dritten oder vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Pettersson will nun aus geistlichen Aufzeichnungen nachweisen, daß in jenen Zeiten heftige Sturmfluten und verheerende Ueberschwemmungen an der atlantischen Küsten eingetreten sind, und daß auch in verschiedenen Teilen der Erde Veränderungen des Klimas zu verzeichnen waren. Diese Erscheinungen schreibt er der angewachsenen Gewalt der Gezeiten des Meeres zu. Aber nicht nur an der Oberfläche des Meeres soll sich diese Wirkung äußern, sondern auch in tieferen Schichten, gewissermaßen in untermeerischen Gezeitenwellen, die an Erhebungen des Meeresbodens branden. Gegen Ende des Mittelalters war besonders häufig die ganze Ostsee zugefroren, und diese außerordentliche Erscheinung, die sich im letzten Winter in großer Ausdehnung wiederholt hat, schreibt Pettersson mehr einer Wirkung des Meeres als der Witterung zu, indem weniger salzhaltiges Wasser aus dem Ozean in die Ostsee floß, so daß das süßere Wasser leichter gefrieren konnte. Umgekehrt bringt der geringere Salzgehalt eine stärkere Erwärmung der Ostsee zutage, und wenn der Schluß richtig ist, so sollte auch in diesem Jahre wieder auf den strengen Winter ein heister Sommer folgen.

Notizen.

— Im Wissenschaftlichen Theater der Urgnia gelangt in dieser Woche der Vortrag „Der Ballung und die befreite Donau“ am Sonntag, Dienstag zur Darstellung. Am Mittwoch und Sonnabend wird Herr Professor Dr. Schwan einen Vortrag „Werden und Vergehen im Weltentwurf“ halten. Am Montag, Donnerstag wird der Vortrag „Die Vagabunden“ wiederholt und am Freitag wird Herr Direktor Franz Goerke noch einmal seinen Vortrag „Heimatland und Heimatliebe“ halten. Außerdem wird am Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch und Sonnabend nachmittags der Vortrag „Im U-Boot gegen den Feind“ und am Donnerstag der Vortrag „Der Ballung und die befreite Donau“ zu keinen Preisen wiederholt werden.

— Treptow-Sternwarte. — Im Spreewald lautet das Thema des Vortrages, den Herr Kurt Goernisch am Mittwoch, den 11. April, abends 8 Uhr, im großen Saal der Treptow-Sternwarte unter Vorführung von 120 farbigen Lichtbildern halten wird.

Direktion Max Reinhardt. Deutsches Theater.
 7 Uhr: **Othello.**
 Nachm. 2 1/2 Uhr: (kl. Pr.): D. Weibsteufel.
 Montag: John Gabriel Borkman.
 Nachm. 2 1/2 Uhr: Hamlet.
 Dienstag: 7 Uhr: John Gabriel Borkman.
Kammerspiele.
 7 1/2 Uhr: **Fasching.**
 Nachm. 2 1/2 Uhr: (kl. Pr.): Minna v. Barnhelm.
 Montag: **Fasching.**
 Nachm. 2 1/2 Uhr: (kl. Pr.): Minna v. Barnhelm.
 Dienstag: **Fasching.**
Volkstheater. Theat. a. Blönowplatz.
 (Untergrundbahn Schönhauser Tor.)
 7 1/2 Uhr: **Das Konzert.**
 Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): **Rose Bernd.**
 Montag: **Macbeth.**
 Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): **Rose Bernd.**
 Dienstag: **Das Konzert.**

Theater i. d. Königgrätzerstr.
 Dir. C. Meinhart — R. Barnauer.
 Heute 7 1/2 Uhr: **Totentanz I. Teil.**
 Montag 7 1/2 Uhr: **Erdgeist.**
 An beiden Feiertagen
 nachm. 3 Uhr: **Kameraden.**

Komödienhaus
 1. und 2. Feiertag
 7 1/2 Uhr: **Die verlorene Tochter.**
 nachm. 3 Uhr: **Der 7. Tag.**

Berliner Theater
 1. und 2. Feiertag
 7 1/2 Uhr: **Die tolle Komödie.**
 Nachm. 3 Uhr: **Auf Flügeln d. Gesangs.**

Theater für Sonntag, d. 8., u. Montag, d. 9. April.
 Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
 7 Uhr: **Tannhäuser.**
 2. Feiertag:

7 Uhr: **Der Postillon von Lonjumeau**

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
 3 Uhr: **Figaros Hochzeit.**
 7 1/2 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**

2. Feiertag:
 7 1/2 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**

Geb. Herrfeld-Theater.
 An beiden Osterfeiertagen:
 2 1/2 Uhr: **Die Ehre.**

7 1/2 Uhr: **Der Stolz der Familie.**

Kleines Theater
 3 Uhr: **Henriette Jacoby.**
 7 1/2 Uhr: **Hans im Schnakenloch.**

2. Feiertag:
 3 Uhr: **Der Raub der Sabinesianen.**
 7 1/2 Uhr: **Hans im Schnakenloch.**

Komische Oper
 An beiden Osterfeiertagen:
 3 1/2 Uhr: **Der Pusztka-Kavaller.**
 7,30 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**

Lustspielhaus
 An beiden Osterfeiertagen:
 3 Uhr: **Als ich noch im Flügelkleide**
 7 1/2 Uhr: **Die schöne Kubanerin.**

Metropol-Theater
 An beiden Osterfeiertagen:
 7,30 Uhr: **Die Kaiserin.**
 7 Uhr: **Die Czardasfürstin.**
 10 Min.

Spolito
 FRIEDRICHSTR. AM DER KÖNIGSTR.
 An allen 3 Feiertagen:
 Das vielseitige
Variété-Programm!
 Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

NATIONAL-THEATER.
 Adenauer Str. 68.
 Heute ab 10 Uhr ab ununterbr. geöffnet.
 7,30 Uhr: I., II., III. Feiertag 7,30 Uhr
Studentenliebchen.
 Heute ab 10 Uhr. Musik u. B. Bromme.
 I. u. II. Feiertag, nachm. 3 1/2 Uhr:
Jugend... Liebesdrama in 3 Akten.

Berliner Konzerthaus.
 Mauerstr. 82. Zimmerstr. 90/91.
 An allen
 3 Feiertagen:
Großes Konzert
 des Berliner Konzerthaus-Orchesters,
 Leiter: Komponist Frz. v. Blon.
 Anfang 4 Uhr.

Verband der Freien Volksbühnen
 Sonntag, den 8. April, und
 Montag, den 9. April 1917.
 Nachmittags 2 1/2 Uhr:
 Deutsches Opernhaus: Die Entführung aus dem Serail.
 Leistung-Theater: Charlotte Stieglitz.
 Nachmittags 3 Uhr:
 Volksbühne, Theater am Blönowplatz:
 Hofe Bernb.
 Deutsches Künstler-Theater: Die beiden Klingenberg.
 Schiller-Theater, Charlottenburg (S. 4.):
 Kater Lampe.
 Abends 7 1/2 Uhr:
 Volksbühne, Theater am Blönowplatz:
 Dienstag: Das Störgerl. Mittwoch:
 Rabele und Liebe. Donnerstag: Die
 Matten. Freitag: Der Wissenschaftsmurm.

Lessing-Theater.
 7 Uhr: **Peer Gynt.**
 Ostermontag: **Liebe.**

Deutsch. Künstler-Theater.
 Allabendlich 7 1/2 Uhr:
 Der Kammermüller.
 Comtesse Mizzi. I. Klasse.

Rose-Theater.
 Täglich:
Das Findelkind.

Neues Operettenhaus
 Schiffbd. 4a. Kassental: Nord. 281.
 An beiden Osterfeiertagen:
 3 Uhr: **Der Vogelhändler.**
 7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**

Residenz-Theater.
 An beiden Osterfeiertagen:
 3 Uhr: **Der Weg zur Hölle.**
 7 Uhr: **Die Warschauer Zitadelle.**

Schiller-Theater O.
 3 Uhr: **Kabale und Liebe.**
 7 1/2 Uhr: **Alt-Heidelberg.**

2. Feiertag:
 3 Uhr: **Maria Stuart.**
 7 1/2 Uhr: **Hinter Mauern.**

Schiller-Th. Charlottenb.
 5 Uhr: **Kater Lampe.**
 7 1/2 Uhr: **Hinter Mauern.**

2. Feiertag:
 3 Uhr: **Will und Wiebke.**
 7 1/2 Uhr: **Johannes.**

Thalia-Theater.
 An beiden Feiertagen:
 Nehm. 3 Uhr: **Hasemanns Töchter.**
 7 Uhr: **Das Vagabundenmädcl.**
 25 Mk.

Theater am Nollendorfpf.
 An beiden Feiertagen:
 3 1/2 Uhr: **Blaue Jungens.**
 7 1/2 Uhr: **Die Gulaschkanone.**

Theater des Westens
 An beiden Feiertagen:
 3 1/2 Uhr: **Ein Walzertraum.**
 7 1/2 Uhr: **Die Fahrt ins Glück**

Trianon-Theater
 An beiden Feiertagen:
 3 1/2 Uhr: **Jägerblut.**
 7 1/2 Uhr: **Der alte Feinschmecker**

URANIA
 Taubenstraße 48/49.
 Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind.
 8 Uhr:
Der Balkanzug und die befreite Donau.
 Montag 4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind.
 Montag 8 Uhr:
Die Bagdadbahn.
 Dienstag 4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind
 Dienstag 8 Uhr:
Der Balkanzug u. die befreite Donau.

Circus Busch
 Am 1., 2. u. 3. Feiertag je
2 große Fest- 2
Vorstellungen
 3 1/2 Die Gelerprinzessin. 3 1/2
 1 angehöriges Kind auf a. frei!
Die versunkene Stadt
 In beiden Vorstellungen vorher:
Das großartige Festprogramm!

U.T.
 1. Feiertag 3 1/2 Uhr.
 2. Feiertag 1 1/2 u. 3 Uhr.
Walzernacht!
 Das beste Lustspiel!
 Reg. Danny Kaden.
 Walzerlied gesungen
 v. Jageborg Gleichen.
 U.T. Friedrichstraße 189.
 In dem U.T. hinter den Bühnen,
 Friedrichstr. Kitzbergplatz,
 Weinbergweg.
Erika Glässner
 in d. v. v. Lustspiel:
Prinzesschen soll heiraten.
 Schöneberg, Reinitzenberck.
Asta Nielsen:
Die weissen Rosen.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
 An beiden Feiertagen
 nachmittags 3 Uhr:
 Vorstellung zu
 ermäßigtem Preis!
 (Parkett 20 Pf.,
 Balkon 75 Pf.,
 Logen 1 Mk.)
 Abds. 7 1/2 Uhr:
**Cabarett
 Feldgrau!**

Zirkus A. Schumann
 An den beid. Osterfeiertagen
 täglich **zwei**
Vorstellungen.
 Nachm. 3 Uhr u. abds. 7 1/2 Uhr.
 Nachm. 1 angeh. Kind frei!
 Jedes weit. Kind halb. Preis.
 In allen Vorstellungen
Das neue Programm
 u. a.
Das Orakel
 der mysteriösen Kiste.
 Der große equestr. Teil und
 die herrl. Prunk-Pantomime
Die Seeräuber.

Mozartsaal
 Nollendorfpf. 6
Der Liebesbrief der Königin.
 Intrigenpiel in
372 Küssen und
 3 Akten
 von Rob. Wiens.
 In der
 Hauptrolle:
Henny Porten
 Beginn: 8 Uhr.
 Vorverkauf täglich
 an der Theaterkasse
 von 10-1 Uhr.

Volgt-Theater.
 Badstr. 58. Badstr. 58.
 Heute 1. Osterfeiertag:
 Nachm. 3 Uhr: **Eine Frau ohne Herz.**
 Abends 7 Uhr: **Mutter und Sohn.**
 2. Osterfeiertag:
 Nachm. 3 Uhr: **Der Sturz i. d. Höllegraben.**
 Abends 7 Uhr: **Jägerliebchen.**

Casino-Theater
 Lothringer Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.
 An allen Feiertagen 2 Vorstellungen.
 7 1/2 Uhr: **Der neue Schlager**
Wenn's Mailüfterl weht!
 Nachm. 4 Uhr: **Sohn Puppchen.**
 In beiden Vorstellungen vorher:
 Negro, 4 Remies, Fritz Steidl.

Washpulver „Wash-Weiss“
 für die Wäsche.
 Verkaufspreis
 1-Pfd.-Paket 65 Pfg.
 6 Pakete gegen Einsendung von
 4.— M. franko.
Sauerstoffbleiche „Blütenweiss“
 wäscht selbstständig, reinigt und bleicht die Wäsche wie Rasen-
 bleiche. 1 Paket 20 Pfg. Probekarton mit 100 Paketen
 franko Nachnahme.
Salmiak-Schmier-Creme „Silbergrau“
 in Pulverform, gibt mit Wasser angesetzt ein vollwertiges
 Schmierwaschmittel. Verkaufspreis Blechdose ca. 5 Kilo
 M. 6.50 ab Fabrik gegen Nachnahme.
Kehrpulver „Streunur-Ozonit“.
 Staubbündendes Mittel für Fußböden. Verkaufspreis Blech-
 dose ca. 5 Kilo 5.50 M. ab Fabrik gegen Nachnahme.
 Begutachtet u. unter Kontrolle des vereid. Chemikers Dr. Rein-
 Berlin, Königgrätzer Str. 43, sowie des vereid. Chemiker
 Dr. Schulte und Dr. Amsel, Kiel, des vereid. Chemikers
 Dr. A. Prager, Leipzig, des vereid. Chemikers Dr. Brauer,
 Cassel, des vereid. Chemikers Dr. G. Weiss in Hamburg
 und anderer mehr. 1899L.
Grossisten entsprechenden Rabatt!
Vertreter überall gesucht!
 In Groß-Berlin fast in allen einschlägigen Geschäften zu haben.
Alleinige Fabrikanten:
Chemische Fabrik Emil Jacobi,
 Berlin-Tempelhof, Ringbahnstr. 53/54.
 Fernsprecher: Tempelhof 866 und 867.

WINTERGARTEN
 An den
beiden
Oster-Feiertagen
 je
2 Vorstellungen 2
 3 1/2 Uhr
 Kleine Preise
 Kind d. Hälfte
7 1/2
Lucy Kieselhausen
 mit ihrem Ballett
 im neuen
April-Spielplan!
Paul Beckers

Walhalla-Theater.
 7 1/2 Uhr: **Der fidele Bauer.**
Palast
 Inselstr. 10. Tel. 2400
 Ostersonntag u. Ostermontag
 je
2 Vorstellungen 2
 8 1/2 Nachm. jed. Erwachs. 7 1/2
 1 Kind frei.
 In allen 4 Vorstellungen:
Gastspiel Georg Basel
 Mit neuen Einlagen
Berlin im Krieg
Defa
 am Zoo.
Beutestücke
 v. allen Fronten
 10-8 Uhr.
 Sonntag bis 10 Uhr.

Admiralspalast.
 An beiden Osterfeiertagen
 Das neue mit ungewöhnlichem
 Erfolg aufgeführte phantast.
 Ballett auf dem Eis
Abrakadabra
 Nachm. 4 Uhr. Abends 7 1/2 Uhr.
 Nachm. kl. Pr. Einl. abds. 7 Uhr
 Verzügl. Küche a. all. Plätzen.

MÖBEL
 in erstklassiger Ausführung
 zu allerbilligsten Preisen
 liefert unmittelbar ab Fa-
 brikgebäude an Privato
Möbel-Groß-Lager
 Der l. Tischler- u. Tapezierer
Albert Gleiser
 G.m.b.H., BERLIN C. 33, Alexanderstr. 42
 Alexanderplatz
 Umfangreichstes Lager von
 über 500 Einrichtungen. Be-
 sichtigung lohnend und er-
 wünscht. Reichhaltigste
 Auswahl bis zum Aus-
 erlesensten. Preisverzeichnis
 mit Abbildung unsonst
 Bahnfreie Lieferung
 durch ganz Deutschland.

Germania-Prachtsäle. Chaussee-
 str. 110.
 O. Richter.
 Am 1. u. 2. Osterfeiertag:
Paul Mantheys
 Lustige
 Sänger
 Anf. der Vorstellung 6 1/2 Uhr.
 Anf. des Konzerts 5 1/2 Uhr.

Es werde Licht!
 5 Akte v. Rich. Oswald u. Lupa Pick
 Regie: Rich. Oswald.
 Hauptrolle: **Bernad Aldor.**
 Oster-Sonntag } ab 3 Uhr
 Oster-Montag }
 Oster-Dienstag }
 Wochentags 4.30; 5.25; 8.30 Uhr.

GARBÁTY
CIGARETTEN
IN ALTER
QUALITÄT

Marine-Festspiele im Zirkus Busch
Die Deutsche See
 23. bis 27. April cr. 2000 Mitwirkende